



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



ein liebes Kind, sagte Baron Sextus, ich finde allerdings, daß es charmante Leute sind. Dazu sagte mir die Gräfin, daß es ihrem Sohne gut thun würde, noch einige Zeit die Seelust zu genießen, ohne daß es gerade nötig wäre, noch länger dies verfluchte Zeug zu schlucken, das der schlaue Bruder deiner Millicent braut.

Die Gräfin scheint es dir also nahe gelegt zu haben, du möchtest sie einladen.

Nahе gelegt — nahe gelegt, liebe Dorothea! sagte der Baron, fortwährend hinter seiner Zeitung versteckt. Ich weiß nicht, was ihr Weiber immer für Spitzfindigkeiten ausheckt. Wie ich dir, glaube ich, schon einmal erzählt habe, ist Blasius Sextus im dreißigjährigen Kriege, wo er ein kursächsisches Kürassierregiment kommandirte . . .

Ja, lieber Papa, das hast du mir schon einmal erzählt, und ich zweifle nicht daran, daß unsre Beziehungen zu den Altenschwerdts im dreißigjährigen Kriege sehr gut gewesen sind.

Du kannst hinzusetzen: auch im siebenjährigen Kriege, sagte der Baron, indem er die Zeitung auf den Tisch legte. Der Altenschwerdt in der zweiten Reihe der obern Galerie, gerade dem dritten Fenster gegenüber, welcher Kammerherr der Kaiserin Maria Theresia war, hat Anno . . .

Entschuldige, daß ich dich noch einmal unterbreche, lieber Papa. Hast du der Gräfin schon etwas davon gesagt, daß du sie einladen wolltest?

Nein — das heißt, ja — das heißt, in gewissem Sinne habe ich von weitem angedeutet . . .

Mein guter Papa, sagte Dorothea, indem sie trotz der Besorgnis, die sich in ihr Herz schlich, ein Lächeln auf ihre Lippen zwang, sich erhob und sich auf ihres Vaters Schulter lehnte, mein guter Papa, Blasius Sextus errang sich

einen stolzen Namen im Eisenpanzer mit dem Schwerte, so auch seine Nachkommen. Es waren auch vermutlich seine Vorfahren gewaltig im Sattel und vor dem Feinde. Aber ich wüßte mich keiner Erzählung aus der Familienchronik zu erinnern, wo sie durch Diplomatie gegläntzt hätten. Wenn es dir Vergnügen macht, die Gräfin Altenschwerdt hier zu sehen, so versteht es sich von selbst, daß ich nicht die geringsten Einwendungen dagegen machen kann.

Dorothea hatte große Lust, noch mehr zu sagen und dem Vater den übeln Eindruck mitzuteilen, den sie von der Gräfin empfangen hatte. Aber sie kannte den Widerspruchsgeist des alten Herrn, und sie hatte genug gesehen, um zu wissen, daß ihre Macht zu gering sei, um gegen die der schmeichlerischen Frau in der Wagschale zu gelten. Sie sah, daß die Einladung eine verabredete Sache war, der nur noch mehr Gewicht und Bedeutung durch ihren Widerstand verliehen werden würde.

Der Baron sah indessen seine Tochter halb erfreut und halb ärgerlich an, erfreut über die leichte Erledigung der Sache, ärgerlich darüber, daß er durchschaut war.

Es ist doch eine bodenlose Schlaueit in euch Weibern, sagte er. Was übrigens das Vergnügen betrifft, da bist du doch im Irrtum. Wie kann es mir Vergnügen machen, wochenlang aus meiner Gewohnheit gerissen zu sein und mich nach den Neigungen einer Dame zu richten, die an ein geselliges Leben gewöhnt ist, während wir hier doch beinahe wie die Eremiten leben. Nein, da hast du doch fehlgeschossen. Es ist nichts als die Tradition des alten Freundschaftsverhältnisses zwischen den Vorfahren. Übrigens ist da noch eine dumme Geschichte, die du mir helfen mußt zu arrangiren. Es scheint, wir sind doch ein bißchen unvorsichtig in unsrer Gastfreundschaft gegen Herrn Eschenburg gewesen. Erinnerere dich, daß er uns von niemand empfohlen, sondern so gleichsam hereingeschneit ist. Die Gräfin behauptet, unvoretheilhaftes über ihn gehört zu haben. Ich will das dahingestellt sein lassen. Mir ist er immer als ein Gentleman erschienen, und ich irre mich so leicht nicht. Die Gräfin irrt sich möglicherweise im Namen. Jedenfalls müssen wir aber die Rücksicht auf sie nehmen, daß wir sie nicht mit dem Herrn zusammenbringen. Was denkst du? Wie fangen wir das an? Es widerstrebt mir, den Herrn zu verletzen, und doch kann ich, da ich mich auf keine Bürgschaft für ihn berufen kann, der Gräfin auch nicht die Beleidigung zufügen, ihre Warnung zu mißachten und Herrn Eschenburg hier auftreten zu lassen, während sie mein Gast ist.

Dorotheens Herz ward beim Anhören dieser Worte von einem Sturm von Gefühlen geschwellt, die es kaum ertragen konnte. Wäre der Baron ein aufmerksamerer Beobachter gewesen und ein Vater, der im Gesichte seiner Tochter zu lesen verstand, wäre er nicht von der eignen Verlegenheit ganz beschäftigt gewesen, so müßte er in diesem Augenblicke das Geheimnis entdeckt haben, welches in Dorothea verborgen lag. Sie ward zuerst sehr blaß und dann sehr rot,

ihr Atem flog heftig, und ihr Busen hob sich ungestüm. So sehr bewegten Entrüstung und das in allen edeln Naturen lebhafteste Gerechtigkeitsgefühl ihre Pulse, daß sie beim ersten Ansturm der Gefühle im Begriffe stand, ihrem Vater zu entdecken, daß sie Eberhardt liebe. Aber die Klugheit hielt sie doch davon zurück. Sie wußte zu gut, von welchen Ansichten dieser stolze und hartnäckige alte Edelmann beherrscht wurde, als daß sie hätte erwarten sollen, seine Genehmigung einer Mesalliance sei ohne die feinste und überlegteste Politik zu erlangen. Der gegenwärtige Zeitpunkt war zu einer solchen Eröffnung durchaus ungeeignet. Indem Dorothea wahrnahm, daß die Gräfin einen bestimmten Plan verfolgte, sah sie sich selbst in die Lage versetzt, Schritt für Schritt sorgfältig zu berechnen.

Wochte aber auch die Notwendigkeit der Vorsicht ihr noch so gebieterisch vorschweben, eines mußte auf der Stelle geschehen und ohne alle Rücksicht als allein auf die Ehre ausgeführt werden: Sie mußte Eberhardt gegen eine so schändliche Verleumdung verteidigen.

Wie? fragte sie mit zuckendem Munde. So oft hast du Herrn Eschenburg dir gegenüber gesehen, hast seine Hand gedrückt, ihn an deinem Tische willkommen geheißt, und jetzt hat eine Lüge alles verweht, und du hast ihn der Gräfin gegenüber nicht in Schutz genommen?

Der Baron war peinlich überrascht durch diesen Angriff seiner Tochter. Erstaunt nicht nur über den Sinn ihrer Worte, sondern hauptsächlich über den Klang ihrer Stimme, blickte er sie ganz betroffen an. Er fühlte, daß etwas Wahres in dem sei, was sie sagte, und empfand einige Beschämung, daß er eine Lektion erhalte, wo er sie vielleicht verdient habe.

Mein bestes Kind, erwiederte er, wer sagt dir, daß ich Herrn Eschenburg nicht in Schutz genommen habe? Allerdings habe ich es gethan.

Wenn du es in der gehörigen Weise gethan hättest, so würdest du eben nicht so zu mir gesprochen haben.

Ich finde, mein Kind, sagte der alte Herr ärgerlich, daß es nicht deine Sache ist, mich darüber zur Rechenschaft zu ziehen. Ich habe gethan, was meine Pflicht war, aber es ist doch die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß er uns von niemand empfohlen und ein Mann von durchaus unbekannter Herkunft ist. Wenn da eine Dame wie die Gräfin von Altenswerdt mich warnt, kann ich es nicht in den Wind schlagen.

Und wer ist die Gräfin Altenswerdt, daß du ihr unbedingt Glauben schenkst?

Eine Dame von uralter Familie! sagte der Baron streng.

Ich bitte um Verzeihung, Papa, wenn ich die Abstammung von uralter Familie nicht für einen unbedingten Beweis dafür halten kann, daß die Gräfin die Wahrheit gesprochen hat.

Baron Sextus ward mehr und mehr von Erstaunen und Unwillen erfüllt. Er hatte seine Tochter noch nie so scharf und so gewissermaßen revolutionär reden hören. Er runzelte die Stirn und sah Dorothea sehr böse an.

Was fällt dir ein? fragte er. Wie kannst du deinem Vater so entgegen-treten? Es scheint, daß die Moden der Neuzeit dich angesteckt haben. Ich hätte mir in meiner Jugend nicht erlauben dürfen, meinen Eltern derart in die Parade zu fahren.

Aber Dorothea ließ sich nicht einschüchtern. Sie war im eigentlichen Kern-punkt ihres Wesens getroffen worden und setzte sich über viele Bedenken hinweg, denen sie bei andern Gelegenheiten wohl nachgab.

Es scheint mir deinen eignen Grundsätzen zu widersprechen, Papa, sagte sie mit glühenden Wangen, daß du ohne Untersuchung dem Bürgerlichen Un-recht giebst gegenüber der Dame von alter Familie. Hast du nicht oft in meiner Gegenwart gesagt, daß du den Menschen schätztest und nicht das Kleid? Und hier weichst du von einem so richtigen Grundsatz ab? Was thut der Name Altenschwerdt in diesem Falle? Kann er eine Verleumdung legitimiren?

Wenn es eine Verleumdung wäre, könnte es der Name allerdings nicht legitimiren, rief der Baron heftig. Aber es ist nicht anzunehmen, daß eine Gräfin Altenschwerdt sich herbeilassen sollte, gegen einen namenlosen, unbekanntem und unbedeutenden Bürgerlichen eine Verleumdung zu begehen!

Ich bezweifle sehr, ob das den Ausschlag geben kann, sagte Dorothea. Ich setze sehr starke Zweifel in die Richtigkeit der Anschauung, daß die gute Familie eine Bürgerschaft des guten Charakters sei. Ich habe Bürgerliche kennen gelernt, die weit achtungswerter waren als die Sprossen der ältesten Geschlechter. Ich denke, daß der stolzeste Name doch einmal einen Anfang genommen hat, und daß der erste Chef des ältesten Hauses doch einen unbekanntem Namen hatte, den er erst durch seine Thaten berühmt machte. Deshalb scheint es mir durchaus nicht erlaubt zu sein, einen unbekanntem bürgerlichen Namen ohne Grund zu beschimpfen. Wenn ich nach der Gegenwart auf die Vergangenheit schlicke, so komme ich sogar zu der Vermutung, daß die meisten alten Ge-schlechter keinen sehr ehrenvollen Ursprung gehabt haben. Denn ich sehe alle Tage, daß auf zwei oder drei brave Männer hunderte von zweifelhaftem Werte ge-adelt werden.

Das ist stark! rief der Baron, fast ganz ohne Fassung. Mädchen, was sind das für Ideen! Und die wagst du mir ins Gesicht zu schleudern? Bei-läufig bemerkt, du hast gar keinen Begriff von dem, worüber du sprichst. Habe ich nicht tausendmal auseinandergesetzt, erklärt und breitgetreten, daß der er-nannte Adel gar kein echter Adel ist, sondern nur der erbgeessene?

Das ist in diesem Falle ganz einerlei. Einer ist immer der erste gewesen, der den Besitz gehabt hat, und der muß doch ein Parvenü gewesen sein. Du weißt aber fogut wie ich, daß gerade die Leute, welche zu Vermögen kommen,

nicht die anständigsten sind. Ein wahrhaft rechtlicher Mann wird selten reich. Deshalb vermute ich, daß die Ahnherren der meisten adelichen Geschlechter ehrgeizige und gewissenlose Streber waren, und ich glaube, daß all dieser schöne Stolz auf alte Abstammung eine hohle Einbildung ist. Und du willst auf einen bloßen alten Namen hin einen Mann beleidigen, der alle jene Gaben, welche Menschen nicht verleihen können, von der Natur empfing, und der ihnen alle Talente hinzugefügt hat, welche zu erwerben ein Verdienst ist!

Dorothea hatte sich in ihrem Eifer für die Verteidigung des guten Namens des geliebten Mannes über die Schranken der Klugheit hinaus fortreißen lassen, welche sie doch zu Anfang des Gesprächs sich vorgenommen hatte innezuhalten. Sie hatte ihren Vater durch ihre beißenden Bemerkungen in seinem verwundbarsten Punkte getroffen. Er war so entsetzt und so beleidigt dadurch, daß er solche Ansichten in seinem eignen Schlosse und von seiner eignen Tochter hören mußte, daß er darüber ganz zu bemerken vergaß, was ein andrer Vater jetzt sicher bemerkt hätte: daß nämlich ein tiefes, aus dem Herzen kommendes Interesse Dorothea aufgeregt hatte.

Baron Sextus erhob sich zitternd vor Zorn, und ehe Dorothea wußte, wie ihr geschah, brannte eine Ohrfeige auf ihrer Wange.

Es war der erste Schlag, den sie von ihrem Vater empfangen hatte, und sie war für eine Sekunde ganz betäubt, mehr vom Schreck als vom Schmerz. Sie erhob sich unwillkürlich, um das Zimmer zu verlassen, aber sie war so bestürzt und verwirrt, daß sie einen Fehltritt that, ausglitt und, indem sie sich an der Stuhllehne halten wollte, den Stuhl mit zu Boden riß und mit der Stirne auf dessen harte, eichene Rücklehne schlug, sodaß sie fast ganz die Besinnung verlor.

Baron Sextus, welcher mit zornfunkelnden Augen vor ihr gestanden hatte und keine Worte finden konnte, die scharf genug waren, um seinem Grimm geeigneten Ausdruck zu geben, sah nicht sobald seine Tochter am Boden liegen und Blut in ihrem Gesicht, als er herzustürzte und sie bei ihrem Bemühen, sich zu erheben, unterstützte. Er faßte sie unter die Arme, zog sie in die Höhe und führte sie nach dem Sopha. Dann eilte er an den Tisch, füllte ein Glas mit Wasser und kehrte mit diesem und mit einer benetzten Serviette zum Sopha zurück, um das Blut zu stillen. Das erfrischende Gefühl des kalten Wassers in ihrem Gesicht brachte Dorothea bald wieder zu sich selbst, sie trank einen Schluck und sah ihrem Vater ins Auge. Sie konnte leicht bemerken, daß die tiefste Beschämung seinen Zorn vertrieben hatte, und daß er voll Reue über seine brutale Handlungsweise war. Mit eifriger Geschäftigkeit war er um das junge Mädchen bemüht und suchte offenbar seine Verlegenheit zu verdecken, indem er ihr ein Kissen unter den Kopf schob, ihre Füße auf den Sitz legte und die Serviette häufig frisch anfeuchtete. Es stellte sich heraus, daß das Blut, welches auf das Gesicht herabgetröpfelt war, nicht aus einer Wunde quoll,

sondern nur eine Folge des Schlages war, welcher Nasenbluten verursacht hatte, und der Baron fing an, während die Muskeln seines Gesichts vor innerer Bewegung zuckten, seine Weichheit mit polterndem Schelten zu bemänteln.

So etwas komme davon her, sagte er, wenn junge Mädchen über Gegenstände räsonnirten, die sie nicht verstünden. Und in frühern Zeiten wäre es auch nicht Mode gewesen, daß die Töchter gleich zu Boden stürzten, wenn sie von den Eltern nur mit der Fingerspitze berührt würden.

Aber indem er so sprach und brummte, setzte er sich allmählich zu Dorothea auf das Sopha und faßte sie mit dem Arm um den Leib, wobei er zu wiederholten malen fragte, ob ihr auch nichts weh thäte.

Dorothea sah bald, daß er sich in dieser Lage gar unbehaglich fühlte, indem er zwischen seiner durch Reue erweckten Zärtlichkeit und einer gewissen Unbeholfenheit gegenüber dem weiblichen Geschlechte schwankte. Sein Arm lag hart und regungslos in ihrer Seite, und er saß kerzengerade neben ihr. Sie gab einem Antrieb kindlicher Liebe, die so rege in ihr war und nur immer wieder zurückgedrängt wurde, in plötzlicher Aufwallung nach und schlang beide Arme um seinen Hals, während sie ihr Gesicht an seine bärtige Wange drängte. So saßen Vater und Tochter lange Zeit stumm neben einander, wie sie noch niemals vereinigt geseßen hatten, und ein paar vereinzelte Thränen, die langsam über den grauen Bart hinwegrollten, mischten sich mit der Flut aus Dorotheens Augen.

Wiederum überlegte sie, ob sie in diesem glücklichen Augenblicke dem Vater ihr Herz öffnen sollte. Aber ihre Seligkeit über die jetzige, nie vorher gekannte innige Vereinigung mit ihm war so groß, daß sie nicht Gefahr laufen wollte, sie zu zerstören. Schweigend hing sie an seinem Halse und vergaß alle Schmerzen, die ihr seine gewöhnliche Zurückhaltung gemacht hatten, in der Wonne dieser teuer erkauften Spanne Zeit.

Höre, du naseweises Ding, sagte der Baron endlich. Was wir über die unangenehme Geschichte da vorhin gesprochen haben — ich habe mir das überlegt und bin entschlossen, die Sache vorläufig ruhen zu lassen, bis ich die Gräfin noch einmal recht gründlich gesprochen habe. Bist du nun zufrieden, du leibhaftiges Pulverfäßchen?

Dorothea antwortete mit einem dankbaren Blick und drückte den Kopf noch fester an den Vater an. Fast fühlte sie jetzt Beschämung, indem sie bedachte, daß sie nicht offen gegen ihren Vater sei, ja daß sie in ihrer Verteidigung Oberhardts wohl eigentlich den Sieg von seiner Gutmütigkeit erschlichen habe, indem es im letzten Grunde wohl mehr ihre heimliche Liebe zu der Person als ihre offen ausgesprochene Liebe zur Gerechtigkeit selbst gewesen war, welche sie geleitet hatte. Aber sie wußte, daß zuviel auf dem Spiele stand, als daß sie unvorsichtig hätte sein dürfen, und obwohl gedemüthigt in dem Bewußtsein, daß ihr argloser Vater die eigentliche Ursache ihrer Parteinahme nicht erraten

habe, hielt sie doch an sich, um nicht seine festgewurzelten Vorurteile auf eine noch härtere Probe zu stellen.

Sie hatte sich jetzt völlig wieder erholt, und nachdem sie ihrem Vater zu verschiedenen malen versichert hatte, daß sie durchaus keine Schmerzen verspüre und daß die Anschwellung auf ihrer Stirn gar nichts zu bedeuten habe, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück, um sofort an Eberhardt zu schreiben.

Mein teurer Freund, schrieb sie, wir sind an einem Punkte unsres gemeinsamen Weges angelangt, wo wir uns ganz klar über unsre Lage werden müssen. Nicht als ob ich damit sagen wollte, wir hätten bis jetzt im Dunkeln getappt, denn der helle Stern der Liebe schimmert ja über unserm Haupte, aber es sind Ereignisse eingetreten, die uns ein vorsichtiges und zielbewusstes Handeln näher legen als vorher. Wir haben einen Feind, einen klugen und mächtigen Feind, und ich muß sagen, daß ich ihm nicht ohne Sorge entgegen sehe, wenn ich bedenke, wie sehr die äußern Umstände seine Intriguen begünstigen. Ich denke mit einem gewissen Bangen an den Stolz meines Vaters, eines Edelmannes, dem das Blut seiner Familie kostbarer erscheint als alles andre. Welche Pläne die Gräfin von Altenschwerdt verfolgt, läßt sich noch nicht vollständig übersehen. Nur soviel steht fest, daß sie in Ihnen eine unbequeme, gefährliche Persönlichkeit erblickt. Mein Vater hat mir heute seine Absicht erklärt, die Gräfin mit ihrem Sohne auf mehrere Wochen in das Schloß einzuladen. Das ist eine Zeit, welche von der Dame nicht unbenutzt bleiben wird. Mein Vater, welcher die Güte und Ritterlichkeit selbst ist, wird, wie ich fürchte, von ihr nur zu sehr umstrickt werden. Werden Sie es nicht falsch verstehen, mein teurer Freund, wenn ich Sie bitte, der Gräfin ihr Spiel nicht zu erleichtern? Werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Sie bitte, ihre Besuche vorläufig auf solche Gelegenheiten zu beschränken, welche ich selbst Ihnen jedesmal vorher anzeigen werde? Ich bin überzeugt, Sie wissen zu gut, was mir Ihre Gegenwart wert ist, um in dieser Bitte etwas andres zu sehen als das Mittel, uns die Zukunft zu sichern. So lange die Gräfin bei uns sein wird, können wir uns öffentlich nicht ohne Dual sehen, denn ist es nicht eine Dual, sich zu sehen und sich Zwang anthun zu müssen? Wir haben es am gestrigen Abend schon erfahren, daß dies Zusammen sein in Gesellschaft, welches solche Achtsamkeit auferlegt und so wenig Freude verleiht, nicht für uns taugt. Solche Rendezvous unter den Augen dritter Personen mögen gut sein für Leute, die ein Verhältnis mit einander haben ohne Liebe zu fühlen oder des Geheimnisses zu bedürfen, aber was uns betrifft, so ist meine Unruhe zu groß und erscheint mir der Verrat zu gefährlich, als daß ich Genuß an einer so künstlichen Situation finden könnte. Habe ich noch nötig zu sagen, daß die Pläne der Gräfin, soweit sie meine Person betreffen könnten, durchaus wirkungslos sein werden? Daß nichts Vergbllicheres unternommen werden könnte als der Versuch, mich von meinen Grundsätzen abwendig zu machen? Es ist keiner Macht auf Erden gegeben, mich von dem Worte ab-

wendig zu machen, das ich Ihnen gegeben habe, teurer Freund, und wenn ich mir klar mache, daß der Widerstand, den mein Vater ganz gewiß meiner Neigung entgegensetzen wird, sobald er davon weiß, gegenwärtig schon eine positive Gestalt annehmen kann, indem er mir eine standesgemäße Partie aus sucht, so ist diese Einsicht nur geeignet, mich in meiner Treue zu befestigen. Ich spreche Ihnen dies nur deshalb aus, weil ich Sie auf die Notwendigkeit der Vorsicht aufmerksam machen will. Ach, warum bedarf es doch der Klugheit, wo es sich um das erste und heiligste Gesetz der Natur handelt! Ach, warum machen sich die Menschen die Erfüllung ihrer ersten Pflichten so schwer! Ach, wie groß sind doch die Hindernisse des Glückes, die wir uns selbst durch unsre Vorurteile bereiten! Ihre Antwort, mein teurer Freund, richten Sie an Degenhard in drei Umschlägen, deren zweiter an Millicent adressirt ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Als Dorothea diesen Brief den Händen der vertrauten Millicent übergeben hatte, setzte sie sich auf ihren Lieblingsplatz in der Fensternische und versenkte sich in Nachdenken über die Aufnahme, welche ihre Zeilen bei Eberhardt finden würden. Sie sah ihn erschrocken und traurig, indem er las, daß seinem unbefangenen Kommen und Gehen in Eichhausen ein Ziel gesetzt würde, und sah ihn unruhig die drohenden Gefahren überdenken. Dann wandte sie ihr Nachdenken der Szene zu, die sie mit ihrem Vater gehabt hatte, und überlegte, welche Mittel wohl die Gräfin angewendet haben könne, um Eberhardt zu verdächtigen. Waren es vage Ausprüche, Verleumdungen von ungreifbarer Form, die sie in des Vaters Ohr hatte fallen lassen, oder hatte sie einen bestimmten Punkt hervorgehoben, indem sie irgend eine Thatsache zu ihren Zwecken verdrehte?

Bei diesem Nachdenken fiel ihr ein, was Eberhardt hinsichtlich seiner Mutter und seiner in Amerika verlebten Jugend mitgeteilt hatte, und gewisse Bemerkungen über die eigentümlichen Sitten der Shaker, welche sie ohne nähere Beziehungen zu seiner Mutter aufgefaßt hatte, erhielten nunmehr eine besondre Bedeutung. Es tauchte die Erinnerung in ihr auf, daß Eberhardt niemals von seinem Vater und seiner Familie gesprochen habe, daß er überhaupt so äußerst sparsam in seinen Mitteilungen über seine Herkunft und Vergangenheit sei.

Dorotheens Herz schwoll von Mitgefühl, indem sie überlegte, daß ein so hoher Sinn wie der Eberhardts vielleicht von einer Schuld bedrückt werde, die seine Eltern auf sich geladen hätten, und sie empfand eine stolze Verachtung gegen die Gräfin, welche etwa diese Schuld kenne und zu einer Verdächtigung benutze. Sie empfand in ihrer kühnen Sinnesart eine stolze Verachtung solcher Vorurteile, welche in stande wären, in der Meinung der Welt einer so männ-

lichen Erscheinung, einem so untadligen Charakter, wie sie sich in diesem idealgefinnten Künstler aussprachen, einen Makel anzuheften.

Aber sie, Dorothea, wollte sich in Spinnweben nicht fangen lassen. Die Verachtung stählte ihr Gemüt, und ihre blassen Wangen röteten sich bei dem festen Entschlusse, sich durch nichts schrecken zu lassen, sondern den feindseligen Verhältnissen mutig entgegenzugehen. Er ist nicht reich und vornehm, sagte sie Dorothea, und er wird verachtet. Aber ich kenne seinen Wert, und je mehr er von euch verkannt wird, desto höher soll ihn meine Liebe heben.

Während sie so dem Schicksal ihres Briefes und dem Schicksal ihrer Liebe nachsann, während ihr Brief selbst in der Tasche eines schnellfüßigen Boten seiner Bestimmung entgegeneilte, hatte Eberhardt seinerseits einen Entschluß gefaßt und war schon im Begriff, ihn auszuführen. Die Ahnungslosigkeit, welche er am vergangenen Abend Dorothea gegenüber gezeigt hatte, war nur eine äußerliche gewesen, und er hatte schon gestern klar gesehen in Dingen, die dem jungen Mädchen notwendigerweise unverständlich bleiben mußten.

Er begab sich um die Mittagsstunde nach Fischbeck und ließ sich bei Gräfin Sibylle anmelden.

Das Zimmer, worin er empfangen wurde, war in halbe Dämmerung gehüllt. Die Gräfin hatte die Vorhänge vorgezogen, um den Sonnenstrahlen den Eintritt zu verschließen, die für ihren noch immer schmerzenden Kopf peinlich waren. Das gedämpfte, rötliche Licht, welches hierdurch entstand, war nicht allein für ihr Befinden angenehm, sondern ließ auch ihr Gesicht vorteilhaft erscheinen. Nach einer schlaflosen Nacht, deren Spuren sich in bläulichen Ringen unter ihren Augen zeigten, war ihr dies sehr wünschenswert.

Sie erhob sich vom Sopha, als Eberhardt eintrat, und ging ihm einige Schritte entgegen. Der Geruch von Valerianaäther, der sie umgab, verriet ihm, daß ihre Nerven angegriffen genug waren, um ihr den Gebrauch belebender Mittel notwendig zu machen. Sie war in einen weichen Schlafrock gehüllt, der in seinen großen Palmetten das rötliche Grau der echten indischen Shawls zeigte, und trug auf dem schwarzen Haar eine rahmfarbene Spitzenhaube. Mit leiser Stimme, welche ihrem leidenden Zustande Ausdruck geben sollte, lud sie Eberhardt ein, neben dem Sopha Platz zu nehmen, und sie setzte sich ihrer Gewohnheit nach so, daß sie das Licht im Rücken hatte, während das Gesicht ihres Gegenüber beleuchtet ward.

In höflicher Weise entschuldigte sie den Zustand ihrer Toilette und des Zimmers mit ihrem übeln Befinden und bat ihren Besucher, daraus, daß sie ihn doch angenommen habe, zu erkennen, wie sehr ihr daran liege, ihn bei sich zu sehen. Dieser Ton war so sehr von der geringschätzigen Art verschieden, mit der sie ihn am Abend vorher in Schloß Eichhausen behandelt hatte, daß es Eberhardt auffallen mußte, und er sah darin einen deutlichen Beweis ihres intriganten Charakters.

Als diese beiden Leute nun, die sich durch Familienbände so nahe standen und durch das eigentümliche Spiel des Schicksals in widerstreitenden Interessen mit einander verknüpft waren, sich einander allein gegenüber befanden und sich gegenseitig prüfend betrachteten, da entstand nach den ersten Worten der Höflichkeit ein erwartungsvolles Schweigen. Die Gräfin, welche am vergangenen Abend in ihrer Aufregung über die unerwartete Erscheinung Eberhardts und in ihrer Bemühung, diese Aufregung zu verbergen, nicht zu einer genauen Betrachtung des jungen Mannes gekommen war, studirte jetzt in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Gemahl und forschte zugleich in ihnen nach dem Abbild jenes andern Gesichts, das so oft in frühern Zeiten den Gegenstand ihrer Eiferucht gebildet hatte. Denn obwohl es nicht Liebe gewesen war, was sie zu der Verbindung mit dem Grafen von Altenschwerdt getrieben hatte, war sie oft in dem Zwiespalt der Gefühle, den sie in ihrer Ehe empfinden mußte, voll Groll gegen jene andre gewesen, die wohl von dem wankelmütigen Manne verlassen worden war, aber doch sein Herz mit den unzerreißbaren Banden einer ersten Liebe gefesselt hielt. Jenes Weib, das aus weiter Entfernung und über das Gelübde eines neuen Bundes hinweg den Einfluß einer edeln Persönlichkeit geltend zu machen wußte, war ein stiller, gefährlicher Feind geblieben, der, wie sie meinte, ihrer Herrschaft über das Gemüt des Grafen den zähesten Widerstand entgegensetzte und mit ihrem Schatten allein den Glanz ihrer Person zu verdunkeln imstande war. Mehr aber noch als solche Gedanken bewegte ihr Gemüt die gespannte Erwartung, welche Absichten dieser Sohn jener Frau bei seinem Besuche verfolgte. Mit einem Blick, der glühend und zaghaft zugleich war, durchforschte sie das edel geschnittene Gesicht mit den tiefen, blauen Augen, diese von blondem Haar und Bart umrahmten Züge voll Kraft und Sanftmut, und sie verweilte mit einem Gefühl des Reides bei Betrachtung dieser ebenmäßig gebauten und hohen Gestalt, die an Männlichkeit der Bildung die Figur ihres Sohnes ebenso sehr übertraf wie an Energie im Ausdruck des Antlitzes. Mit bitterer Empfindung glaubte sie die idealisirte Erscheinung ihres Gatten und zugleich jene andre Erscheinung vor sich auftauchen zu sehen.

Und auf der andern Seite ward Eberhardt, indem er die Frau vor sich sah, welche seiner Mutter den Todesstoß versetzt hatte, von einem Tumult von Gefühlen erfaßt, der es ihm schwierig machte, Worte zu finden. Seitdem er erwachsen war und um das Verhältnis wußte, welches seinem Schicksal wie dem seiner Mutter eine verhängnisvolle Wendung gegeben, hatte diese Frau seine Phantasie beschäftigt, und nun er sie persönlich kannte, fühlte er jene Ahnung in sich bestätigt, welche ihm eine Dame vorgestellt hatte, wie diese da, voll Reiz der äußern Erscheinung und voller Weltlust, glänzend, formgewandt, leidenschaftlich, mit dämonischem Blick.

Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches, Herr Eschenburg? fragte die Gräfin.

Grenzboten II. 1883.

Ich kann es mit wenig Worten sagen, erwiderte Eberhardt mit tiefer, klangvoller Stimme. Schon durch meinen Diener hatte ich von Ihrer Anwesenheit in dieser Gegend vernommen. Es ist ein wunderliches Spiel des Zufalls, wenn es überhaupt erlaubt ist, von Zufall zu reden, daß wir, die soviel Grund haben, uns zu vermeiden, auf der weiten Erde diesen kleinen Punkt aussuchen mußten, uns zu begegnen —

Ein Zufall! warf die Gräfin ein. So bezeichnen Sie dies Zusammen treffen also als einen Zufall! Ich muß gestehen, daß ich wenig Glauben an das Zufällige habe, und schon geneigt war, anzunehmen, daß von Ihrer Seite eine Absicht vorliege.

Und welche Absicht?

Ich habe Sie unterbrochen. Bitte, fahren Sie fort, sagte Gräfin Sibylle, welcher mehr daran lag, die Gedanken Ihres Gegners zu erfahren als die eignen auszusprechen.

Die tragischen Ereignisse der Vergangenheit, sagte Eberhardt, ihrer Aufforderung folgend, werfen ihr trübes Licht bis in die Gegenwart herüber und müssen für immer das Hindernis eines unbefangenen und freundschaftlichen Verhältnisses zwischen uns sein. Aber ich glaube, daß es darum nicht nötig ist, daß wir einander feindlich sind und uns schaden. Mein Besuch bei Ihnen hat den Zweck, Ihnen dies vorzustellen und Sie zu bitten, in unser beider Interesse den Frieden bewahren zu wollen.

Die Gräfin zeigte den Ausdruck des Erstaunens, als begriffe sie nicht, was er meine, und sah ihn fragend an.

Daß ich den Namen meiner Mutter führe, sagte Eberhardt eindringlich, beweist Ihnen meine Friedfertigkeit, deshalb darf ich wohl auch auf Friedfertigkeit von Ihrer Seite rechnen.

Und haben Sie irgend welche Gründe, das Gegenteil davon annehmen zu dürfen? fragte sie.

Ein bitteres Lächeln erschien auf Eberhardts Gesicht. Wir wollen geschehen sein lassen, was geschehen ist, sagte er, und nur von dem reden, was von nun an geschehen soll. Es ist nicht meine Absicht, mein Recht zur Geltung zu bringen, so lange Sie mich unangefochten lassen, aber hüten Sie sich, Frau Gräfin, meinen gerechten Zorn herauszufordern!

Es lag ein Ton von Energie und ruhiger Kraft in seiner Stimme und Haltung, der seine Wirkung auf sie nicht verfehlte. Sie antwortete mit einem haßerfüllten Blick, bei dem ihre dunkeln Augen Feuer zu sprühen schienen, und brach in ein kurzes, scharfes Lachen aus.

Sie sprechen kühn, mein Herr, kühn und drohend. Sie scheinen Ihrer Sache sehr sicher zu sein. Aber wenn Sie auch nur eine Frau vor sich haben, welche Sie glauben einschüchtern zu können, so ist es doch eine Frau, die sich

ihren gesunden Menschenverstand bewahrt hat. Was ist es denn nur, worauf Sie pochen und womit Sie mich bedrohen?

Es scheint mir kaum nötig zu sein, darauf hinzuweisen, da Sie selbst schon mit solcher Genauigkeit Ihre Aufmerksamkeit auf den richtigen Punkt gelenkt haben, entgegnete er mit bezeichnendem Blick. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich erstaunt bin über die grenzenlose Unbesonnenheit, die Sie sich haben zu Schulden kommen lassen.

Sie schlug verwirrt die Augen nieder, indem sie in seinem Blicke las, daß er mehr von der Geschichte des bei ihm veruchten Einbruchs wußte, als er gestern Abend vor der Gesellschaft zu verraten für gut befunden hatte.

Wenn Sie wünschen, den Inhalt der Kassette kennen zu lernen, der Sie so sehr interessiert, wie mir Andrew erzählte, so bin ich gern bereit, Ihnen denselben zu zeigen, fuhr er fort. Sie werden darin ein Dokument finden, welches beweist, daß der Graf Eberhardt von Altenschwerdt, mein Vater, sich am 27. August 1844 in der Christchurch zu Bradford in New-Hampshire mit Marie Eschenburg, meiner seligen Mutter, vermählte.

Gräfin Sibylle hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Wenn dieses Dokument echt ist, sagte sie, was ich ja, wie Sie wohl einsehen werden, niemals zugeben kann, so würde daraus nur hervorgehen, daß mir eine ungeheure und unsühnbare Beleidigung zugefügt worden wäre, indem Graf Altenschwerdt sich am 3. Januar 1847 mit mir vermählte. Ich denke, daß Sie nicht im Ernste dem Andenken eines Mannes, den Sie für Ihren Vater erklären, eine solche Schmach aufbürden wollen.

Er errötete. Die Unbill, welche der geliebten Mutter widerfahren war, lebte in diesem Augenblick bei der Entgegnung der Gräfin mit voller Schärfe der Erinnerung wieder in ihm auf und zog sein Herz krampfhaft zusammen. Doch er bezwang sich.

Sie haben Recht, ich will es nicht, sagte er ernst. Ich will es nicht, obwohl mir der Gedanke nahe liegen könnte, das Andenken meiner Mutter, deren Leben durch diese zweite Heirat vergiftet wurde, von einer Schmach zu befreien, die an Gewicht jener, die Sie erwähnen, vielleicht gleichkommt.

Die Gräfin atmete auf. Sie verstand sich gut genug auf menschliche Natur, um zu sehen, daß sie sich einem Manne gegenüber befand, dessen Lauterkeit und Rechtlichkeit rein war wie Gold. Sie, die von dieser Reinheit soweit entfernt und so voll Mißtrauen gegen andre war, die ihr ähnelten, fand in seinem einfachen Wort eine Sicherheit, wie kein Eid und kein Schriftstück eines andern Mannes ihr hätten gewähren können.

Dagegen stelle ich eine Bitte, sagte er nach einer Pause. Ich könnte die Erfüllung dieser Bitte auch wohl eine Bedingung nennen.

Nun?

Wir begegneten uns gestern in Schloß Eichhausen. Ich bin dort ein häufiger Gast und war dort früher als Sie. Es kann für uns nur ein unbehagliches Gefühl sein, uns zu begegnen. Darum bitte ich Sie, nehmen Sie die Rücksicht auf mich, das Schloß zu meiden.

Wenn es irgend etwas gab, was Gräfin Sibylle in dem Argwohn bestärken konnte, den sie schon hinsichtlich Eberhardts und Dorotheens gefaßt hatte, so war es diese Bitte. Sie antwortete nicht sofort, sondern überlegte, was sie thun sollte. Es stand für sie außer Zweifel, daß sie dieser Bitte nicht nachkommen wollte, aber sie erwog, ob sie den Schein der Bereitwilligkeit annehmen sollte. Indem sie jedoch bedachte, daß sie nur für kurze Zeit den Schein zu behaupten imstande sein würde, kam sie von dieser Idee wieder ab.

Ich bin überrascht, sagte sie. Legen Sie soviel Wert darauf, einer unbehaglichen Begegnung, wie Sie sagen, zu entgehen, daß Sie daraus eine so gewichtig betonte Bedingung machen?

Allerdings.

Nun, das bedauere ich wirklich sehr, entgegnete sie. Ich kann unmöglich einer solchen Marotte zu Gefallen — entschuldigen Sie den Ausdruck, ich finde keinen passenderen — die Rücksichten der Höflichkeit gegen Baron Sextus aus den Augen setzen.

Sie wollen nicht? fragte er heftig. Sie wollen für das große Opfer, welches ich bringe, nicht dieses kleine zum Entgelt bieten?

In Gräfin Sibyllens Augen flammte ein Blitz auf. Die Lust zu gewagtem Spiel durchzuckte ihr leidenschaftliches Gemüt. Mein Herr, sagte sie, ich habe bis jetzt mit großer Geduld der Entwicklung Ihrer Ideen zugehört und auf Behauptungen Rede gestanden, die ich vielleicht besser in anderer Weise beantwortet hätte. Aber auch die größte Langmut hat schließlich ihr Ende. Sie reden von Opfern, die Sie bringen. Ich verstehe Sie nicht. Sie bestehen auf Gegenopfern. Ich halte dies für eine Spekulation auf meine Gutmütigkeit. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie sich fortdauernd und ernstlich solchen Illusionen hingeben können. Wenn Sie wirklich daran gedacht haben, einen Prozeß anzufangen, so muß ich Ihnen sagen, daß die Geschichte, welche Sie mir von einer ersten Verheiratung meines Gemahls erzählten, allerdings sehr romantisch klingt, aber darum noch keine Gnade vor den Augen eines Gerichtshofes finden wird. Ich und mein Sohn werden einem solchen Prozeß sehr ruhig entgegensehen. Was aber mein Verhältnis zu Schloß Eichhausen betrifft, so bitte ich Sie, völlig überzeugt zu sein, daß ich keiner Vorschrift von Ihrer Seite bedarf, auch keiner Bitte oder Bedingung Gehör geben oder zustimmen werde, die meine Schritte nach dieser Richtung hin binden könnte.

Eberhardt hatte sich erhoben und maß die Gräfin mit finstern Blick.

Ich sehe wohl, es ist alles vergeblich, sagte er. Sie stoßen die Ihnen gebotene Hand zurück. Hüten Sie sich, daß nicht dereinst die Stunde kommt, wo Sie bereuen, auf altes Unrecht neues gehäuft zu haben.

Sie kreuzte die Arme über der Brust und sah ihm trotzig ins Auge.

Er verbeugte sich und verließ sie.

Sie starrte ihm nach, und ihre Miene verdüsterte sich. Ein leises Beben fing an, ihre Glieder zu erschüttern. Sie streckte sich auf dem Sopha aus und hüllte sich fester in ihr weiches Gewand. Ruhelos irrte ihr Blick noch lange im Zimmer umher.

(Fortsetzung folgt.)